
Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris
(Institut historique allemand)
Band 21/3 (1994)

DOI: 10.11588/fr.1994.3.59142

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

zur Containment-Politik bedeutete für London daher das Scheitern der Bemühungen, den Status als gleichberechtigte Weltmacht durch ein ausgeklügeltes System der Zusammenarbeit zu erhalten. Großbritannien verfolgte im Zuge des Kalten Krieges denn auch zunehmend eine Art Macht-Ersatz-Politik. Durch eine geschickte Diplomatie sollten die eigenen unzureichenden machtpolitischen Ressourcen ergänzt werden durch den Rückgriff auf das Potential der USA, der europäischen Kontinentalstaaten und des Commonwealth, wodurch London hoffte, neben Washington eine gleichberechtigte Führungsposition in der sich herausbildenden westlichen Allianz einnehmen zu können. Diese Konzeption konnte dem Autor zufolge selbst in Europa nur teilweise verwirklicht werden, da Londons wirtschaftliches und militärisches Potential unzureichend war und die USA als Führungsmacht zunehmend darauf setzten, das französisch-deutsche Gewicht innerhalb des Bündnisses zu stärken. In Asien und im Nahen und Mittleren Osten trat die Schwäche Großbritanniens noch deutlicher hervor. Nach den britisch-amerikanischen Friktionen in der China-Politik, während des Korea-Krieges und der Genfer Indochina-Konferenz handelten die USA in Asien zunehmend ohne Absprache mit Großbritannien, während die Ereignisse im Nahen Osten erkennen ließen, daß London umgekehrt nicht mehr in der Lage war, ohne die Rückendeckung oder gar gegen Washington machtpolitisch allein zu agieren. Das Fiasko der Suez-Krise von 1956 war nach Ebersold daher ein augenfälliges Symptom für den eingetretenen Machtverlust der ehemaligen Weltmacht. Der machtpolitische Niedergang Großbritanniens war demnach unter den Bedingungen des Kalten Krieges und der zunehmenden Bipolarität des Staatensystems gleichfalls nicht zu stoppen, ja, mehr noch, Großbritannien sah sich vor dem Hintergrund der atomaren Aufrüstung sogar bei einem Versagen der Abschreckung im Gegensatz zu den USA mit der totalen Vernichtung bedroht. Daher konnte es kaum überraschen, daß London parallel zur Containment-Politik seit Mitte der 50er Jahre auch auf das Element der Entspannung und der bedingten Kooperation mit der UdSSR zurückzugreifen suchte.

Ebersolds Urteil über die britische Nachkriegspolitik fällt negativ aus. Das Festhalten an seiner imperialen Präferenz habe den eigenen Interessen langfristig geschadet, da es London daran gehindert habe, rechtzeitig seine Rolle als europäische (Führungs-) Macht zu definieren und einzunehmen. Alles in allem hat Ebersold eine Gesamtdarstellung Großbritanniens im Internationalen Staatensystem nach 1945 vorgelegt, die in ihrer scharfsinnigen und sich auf einem durchgängig hohen Abstraktionsgrad bewegenden Argumentation überzeugt und für die künftige Forschung wichtige Erkenntnisse und Maßstäbe gesetzt hat. Ein besonderes Verdienst der anspruchsvollen und dennoch gut lesbaren Studie ist es, daß Ebersold vor dem Hintergrund der System-Auseinandersetzung des Westens mit der UdSSR nicht der mitunter zu beobachtenden Tendenz unterliegt, die weiterhin vorhandenen und auch ausgetragenen machtpolitischen Gegensätze innerhalb der westlichen Allianz zu vernachlässigen, sondern diese gleichgewichtig berücksichtigt und analysiert.

Rainer LAHME, Passau

Tuvia BEN-MOSHE, Churchill. *Strategy and History*, Hemel Hempstead, Hertfordshire (Harvester Wheatsheaf) 1992, 397 S.

Die gerechte Beurteilung großer historischer Persönlichkeiten bereitet der Geschichtswissenschaft mitunter Probleme. Oftmals schwankt das Urteil bedenklich zwischen »Heroisierung« und »Verdammnis«. Churchill hatte rechtzeitig Vorsorge getroffen, um von der Nachwelt richtig verstanden zu werden. Als Autor einer umfangreichen Geschichte des Zweiten Weltkrieges wurde er sein eigener Historiker. Damit bestimmte er tatsächlich lange Zeit seinen »Platz in der Geschichte« als unerschrockener Verteidiger der britischen Weltmacht und strahlender Sieger im großen Ringen gegen das nationalsozialistische Deutschland.

In seiner materialreichen und sorgfältig gearbeiteten Studie gelangt Ben-Moshe zu einer

ganz anderen Einschätzung. Zumindest als Stratege habe Churchill nahezu auf der ganzen Linie versagt. Die Ursache dafür sieht der Autor in dessen Persönlichkeit angelegt. Seine Darstellung ist daher ganz auf die Auseinandersetzung mit der Person Churchills ausgerichtet. Darin liegt ihr Reiz, aber vielleicht auch ihre Grenze.

Der Ausgangsposition Churchills während des 1. Weltkrieges, die maritime mit der kontinentalen Strategie zu verknüpfen, stimmt Ben-Moshe durchaus zu. Bei der Umsetzung dieser Strategie im Verlauf des fehlgeschlagenen Angriffs auf die Meerengen und die Gallipoli-Halbinsel (1915) ließ er allerdings bereits Eigenschaften erkennen, die auch später auftraten: unzureichende Koordination, Hast und eine allzu große Konzentration auf ein bestimmtes Vorhaben, das er mit Enthusiasmus und Begeisterung gegen sich abzeichnende Widerstände durchsetzen wollte. In der Zwischenkriegszeit entschied sich Churchill, nicht zuletzt durch die Arbeit an seiner großen Marlborough-Biographie, in der Debatte zwischen Isolationisten und Anhängern eines »continental commitment« zunehmend für die zweite Alternative. Churchill schätzte auch die von Hitler ausgehende Gefahr realistischer als Chamberlain ein. Dennoch, so der Autor, verstand er es nur unzureichend, seine in der Theorie gewonnenen Erkenntnisse als Kriegspremier in die Praxis umzusetzen.

Durchaus quellennah und zunächst überzeugend kann der Autor darstellen, daß der rasche Zusammenbruch Frankreichs jeden Ansatz zu einer kontinentalen Strategie zunächst zerstörte und Großbritannien zwangsweise die Verlagerung seiner Truppen in den Mittelmeerraum und damit der Übergang zu einer »maritimen« Strategie aufgezwungen wurde. Danach traf Churchill aber eine ganze Reihe von Fehlentscheidungen. Der Versuch, im Frühjahr 1941 gegen die Bedenken der Militärs eine zweite Balkan-Front zu errichten und die laufende Offensive in Nordafrika zu bremsen, zeitigte fatale Folgen. Nahezu verhängnisvoll für den weiteren Kriegsverlauf und insbesondere für die Nachkriegskonstellation war jedoch, sich zugunsten der Mittelmeerstrategie den amerikanischen Forderungen nach der Errichtung einer »Zweiten Front« in Frankreich hartnäckig in den Weg zu stellen. Churchill verkannte sträflich – so der Autor – durch seine alleinige Fixierung auf die Auseinandersetzung mit Hitler die wachsende Gefahr für das Nachkriegs-Europa durch die Sowjetunion. Seine strategischen Überlegungen waren nur unzureichend mit politischen Zielvorstellungen verknüpft. Die Errichtung einer »Zweiten Front« und der möglichst rasche Vormarsch in Richtung Osten war jedoch zwingend notwendig, um der siegreichen Roten Armee bei Kriegsende ein machtpolitisches Gegengewicht entgegensetzen zu können und Europa vor einer Pax Sovietica zu bewahren. Zudem unterschätzte er das enorme militärische Potential der USA und hoffte vergeblich darauf, die große kontinentale Entscheidungsschlacht gegen die Armeen Hitlers vermeiden, einen Abnutzungskrieg von der Peripherie her und durch Bombenangriffe führen und den inneren Kollaps des »Dritten Reiches« abwarten zu können. Churchill hatte Ben-Moshe zufolge schlichtweg das Vertrauen in die Kampfkraft seiner eigenen Truppen verloren.

Die Frage, ob Großbritanniens Ressourcen zur Errichtung einer »Zweiten Front« neben dem Mittelmeergebiet (Nordafrika/Italien) überhaupt ausreichten oder ob das Land – im Gegensatz zu den USA – nicht zwangsweise zu einer eher abwartenden und peripheren Kriegführung gezwungen war, wird vom Verfasser nicht diskutiert. Zudem wurde die Skepsis Churchills von führenden britischen Militärs offenbar durchaus geteilt. Darüber hinaus war es ja nicht allein Churchill, der sich lange Zeit aus durchaus nachvollziehbaren Gründen für eine Kooperationsstrategie gegenüber Moskau ausgesprochen hatte. Daß Churchill in seinen Erinnerungen dann ein beschönigendes Bild der Vergangenheit zeichnete, unterscheidet ihn sicherlich nicht von anderen Staatsmännern.

Wenngleich Ben-Moshe daher einen anregenden Diskussionsbeitrag zur Rolle Churchills als Stratege und »Kriegsherr« im 2. Weltkrieg vorgelegt hat, wirken manche seiner Urteile doch überzogen und werden dessen Bedeutung als Politiker und Stratege nicht immer ganz gerecht.

Rainer LAHME, Passau